

Unzeitgemäße Organisations- hierarchie

Diese Entwicklung fördert beinahe unmerklich Mentalitätsveränderungen an Haupt und Gliedern. Und jene wiederum ermöglichen dann auch Maßnahmen, welche die katholische Kirche zu einer reinen Organisationshierarchie herabwürdigen. Dann kann man etwa Bischöfe in dieser Organisation verschieben wie Figuren auf einem Schachbrett. Man muß sich fragen, welche Faszination von einer derartigen Mega-Organisation noch auf junge und erwachsene Menschen ausgehen soll. In einer Zeit, in der unitarische politische Systeme, zu schweigen von den zentralistischen, in den entwickelten Staaten keine Zukunftschancen mehr zu haben scheinen und während föderalistische Systeme, die regionale Bedürfnisse respektieren, breite Zustimmung finden, läuft in der katholischen Kirche eine unzeitgemäße zentripetale Entwicklung ab. Dies ist umso unbegreiflicher, als die *Catholica* stets Einheit in Vielfalt bedeutet hat und damit in der Vergangenheit Vorbild für andere religiöse Gemeinschaften wie auch für politische Systeme war. Durch die heutigen unzeitgemäßen, ja absurden Maßnahmen befördern oder unterstützen stillschweigend ausgerechnet jene, die sich Hirten dieser Kirche nennen, eine unheilvolle Entwicklung unserer Kirche. Jedenfalls sind dafür nicht die von diesen wiederum gescholtenen Theologen verantwortlich, die sich gelegentlich aufgerufen fühlen, diese und manche andere Gefahren zu benennen.

Franz Kardinal König Die Spannung zwischen Zentralismus und Kollegialität fruchtbar machen

Bei dem folgenden Beitrag handelt es sich um einen Text, der eine von Kardinal König gegebene Einführung in die Tagung der Katholischen Akademie in Bayern zum Thema „Kirche zwischen Zentralismus und Kollegialität“ am 8./9. April 1989 in München zur Grundlage hat. Der Kardinal betont darin vor allem die Notwendigkeit, die seit dem II. Vatikanischen Konzil anstehenden Fragen besonders im Verhältnis Bischofskonferenzen–Weltkirche einer baldigen Lösung zuzuführen und dabei vor allem auch dem Anliegen der Inkulturation und der Subsidiarität Rechnung zu tragen.*

red

Zwischen Zentralismus und Kollegialität vermehren sich gerade in letzter Zeit die Spannungen. Um sie für das Leben der Kirche und für die Einheit des christlichen Glaubens fruchtbar zu machen, müssen von beiden Seiten Lö-

* Der Abdruck erfolgt mit Zustimmung der Akademie und des Patmos Verlages, bei dem die Referate dieser Tagung im Frühjahr 1990 erscheinen werden.

sungen und Antworten angestrebt werden. Entgegengesetzte Positionen können zu einem Justamentstandpunkt führen, sie können aber auch Anlaß sein, das Gemeinsame höherzuschätzen als das Trennende.

Papst und Bischöfe –
ein einziges Kollegium

Die Idee der Kollegialität ist im Anschluß an das I. Vatikanum vom II. Vatikanischen Konzil aufgegriffen und ausführlich behandelt worden. Ein Ergebnis z. B. ist jener Passus in der Dogmatischen Konstitution über die Kirche (Nr. 22 und nota 1), in dem es heißt: „Wie nach der Verfügung des Herrn der hl. Petrus und die übrigen Apostel ein einziges Apostolisches Kollegium bildeten, so sind in entsprechender Weise der Bischof von Rom, der Nachfolger Petri, und die Bischöfe, die Nachfolger der Apostel, untereinander verbunden. Schon die uralte Disziplin, daß die auf dem ganzen Erdkreis bestellten Bischöfe untereinander und mit dem Bischof von Rom durch das Band der Einheit, der Liebe und des Friedens Gemeinschaft hielten . . ., weisen auf die kollegiale Natur und Beschaffenheit des Episkopats hin.“ Eine solche Vorstellung von Kollegialität, eine solche Mentalität hat beim letzten Konzil nicht nur theologisch, sondern auch praktisch ihren guten Ausdruck gefunden.

Probleme bei der
Umsetzung

Die Schwierigkeit beginnt allerdings später, als es galt, vom konziliaren, kollegialen Zusammenwirken der Bischöfe mit dem Zentrum beim Konzil selber einen den Intentionen des Konzils entsprechenden Weg für die Zeit außerhalb und nach dem Konzil zu finden. Es war ein Gedanke Papst Pauls VI., dem die Kollegialität besonders am Herzen lag, die Fortsetzung der Kollegialität nach dem Konzil in der Form von Bischofssynoden zu versuchen. Eine größere oder kleinere Teilnehmerzahl von Bischöfen – z. B. die Vorsitzenden der Bischofskonferenzen der verschiedenen Länder – sollten diesen Gedanken in die Tat umsetzen. Bei diesen Zusammenkünften sind aber zwei Mängel festzustellen. Zunächst haben die Bischofssynoden nur beratenden Charakter, während das Kollegium der Bischöfe ja auch zur gemeinsamen Verantwortung für die ganze Kirche berufen ist. Dann aber geht es bei diesem Gremium um die Kirche im universalen, globalen Sinn. Die theoretischen und praktischen Schwierigkeiten beginnen aber besonders in jenem Falle, wo es sich um Probleme einer oder mehrerer Diözesen handelt, wie z. B. in Mittel- und Westeuropa nach dem Konzil.

Bischofssynoden

Um hier Lösungen zu finden, wird eine allgemeine Berufung auf Kollegialität nicht ausreichen, auch wenn ihr Verhältnis zum Papst dem Konzil gemäßer strukturiert wäre. Vielmehr gibt es auch auf der Ebene der Bischofs-

Bischofskonferenzen

konferenzen selbst und in ihrem Verhältnis zu Rom noch zu lösende theologische und praktische Aufgaben, wie die Schwierigkeiten der letzten Zeit, z. B. bei Bischofsnennungen, zeigen. Die Frage lautet: Wie ist die Kollegialität von der globalen, universalen Ebene der Kirche zu übertragen auf örtliche Bischofskonferenzen? Ich sehe hier eine Schwierigkeit, eine Aufgabe, nicht nur für Rom, sondern auch für die regionale Ebene. Nach beiden Seiten geht es hier um Einheit in der Vielfalt.

Inkulturation

Bei einer Lösung dieser Aufgabe wird man besonders die Frage der Inkulturation berücksichtigen müssen. Bei dieser geht es um verschiedene Kulturen, die geprägt sind durch Sprache, Tradition und eigenes Volkstum. Wie geschieht die Einwurzelung der einen Kirche in die verschiedenen Kulturkreise und geistigen Welten? Wie soll Einheit in Vielfalt aussehen – nicht nur in den Missionsländern, sondern auch in allen anderen Teilen der Welt, etwa in Westeuropa? In einem Schlußkapitel eines Dokuments der Internationalen Theologenkommission zum Thema „Der Glaube und die Inkulturation“ vom Oktober 1988 wird deutlich auf die westeuropäisch-amerikanische Situation von heute Bezug genommen. Die Kirche müsse sich mit „Sympathie der Kultur, Zivilisation unserer Zeit öffnen“. Das bedürfe eines mutigen Prozesses im Sinne der Inkulturation, damit das „Evangelium in das Zentrum der Kultur selber eindringen kann“ (Papstzitat). Die geänderten Lebensverhältnisse unserer modernen Zeit, die Kulturformen unserer sogenannten Moderne seien es, in die die Kirche von morgen hineingebaut werden solle. Das kann allerdings nur in enger Zusammenarbeit mit jenen sektorialen Bereichen, mit jenen Teilbereichen der Universalkirche geschehen, die sich durch gleiche Sprache und Lebensgewohnheiten als Moderne verbunden fühlen. Dafür ist die Zusammenarbeit von Zentrum und regionalen Bischofskonferenzen notwendig; und es bedarf neben gegenseitiger schriftlicher Informationen auch mündlicher Kontakte. Wenn aber der mündliche Dialog im Interesse der Einheit und Vielfalt heute mehr denn je notwendig ist, stellt sich die Frage, ob damit nicht die heute bestehenden Strukturen im Vatikan samt den Nuntiaturen überfordert sind, um die Begegnung von Glaube und moderner Kultur, die ohne Zweifel weit in die Aufgaben eines modernen Laienapostolats hineinreichen, wirklich zu fördern. Muß nicht unsere säkularisierte und pluralistische Gesellschaft auch positiv gesehen werden? Müssen wir nicht auch für unsere durch die Medienwelt geprägte Kultur ebenfalls die Inkulturation des Evangeliums immer wieder neu überlegen? Das aber

Überforderung zentralistischer Strukturen?

kann nicht allein von oben, sondern vor allem durch eine innere Umkehr der Menschen von unten geschehen. Das II. Vatikanische Konzil ist nach anfänglicher Unsicherheit zu der Erkenntnis gekommen, es hätte keinen Sinn, sich hinter einem Konzilsgeheimnis zu verstecken. Es öffnete die Pforten den Nachrichtendiensten, den Medien, richtete ein Pressebüro ein und veranlaßte regelmäßige Pressekonferenzen. Es veröffentlichte ein eigenes Dekret über soziale Kommunikationsmittel. Das Weltinteresse am II. Vatikanum war nicht zuletzt aus diesem Grunde überaus groß.

Seit dieser Zeit hat sich die Welt der Medien mit ihren eigenen Maßstäben aller Vorgänge innerhalb der katholischen Kirche wie auch der Beziehungen von Kirche und Welt bemächtigt. Sie entspricht damit dem Satz in „Gaudium et spes“: Die katholische Kirche „erfährt sich mit der Menschheit und ihrer Geschichte ganz eng verbunden“. Mit dieser Art und Weise der Information, mit dieser Prägung der öffentlichen Meinung durch die sozialen Kommunikationsmittel müssen wir leben, ob wir wollen oder nicht.

Meine Frage: Haben wir es schon gelernt, mit der Welt der Medien als Christen, als katholische Christen, aufgeschlossen, aber auch kritisch umzugehen? Für diese unsere Welt das Glaubenszeugnis abzulegen, in Wort und Tat, ist heute gewiß anders zu verstehen als in der nachapostolischen Zeit oder auch noch in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts.

Da die Umsetzung göttlicher und menschlicher Elemente in der Kirche in die politische Alltagssprache infolge einer medialen Vereinfachung auch mißverständlich und irreführend sein kann, sind auch hier mündliche Kontakte zur bestmöglichen Orientierung und zur Richtigstellung bedeutsam.

Das Subsidiaritätsprinzip ernst nehmen!

In diesem Zusammenhang taucht schließlich die Frage auf, wie das Subsidiaritätsprinzip in der Kirche zu verstehen ist. Wie bekannt, geht es bei diesem Prinzip um das rechte Verhältnis von personaler (regionaler) Eigenverantwortung und einem übergeordneten Gemeinwohl. – Ich gehe mit den Theologen davon aus, daß der Charakter des Mysteriums in der Kirche den Sozialcharakter der Kirche nicht auslöscht. Nach der Darlegung von Lumen gentium ist die Kirche als „komplexe Wirklichkeit“ zu sehen, die sich aus göttlichen und menschlichen Elementen aufbaut. Die Kirche ist nicht nur ein Mysterium, sondern auch eine societas (Nr. 23). Übrigens stellte schon Pius XII. fest: „Auch für das Leben der Kirche, unbeschadet ihrer hierarchischen Struktur, gilt das Subsidiaritäts-

prinzip.“¹ Ich zitiere dazu W. Kasper: „In besonderer Weise gilt das Prinzip der Subsidiarität vom Verhältnis von Ortskirche und Universalkirche. So wenig sich die Ortskirche von der Universalkirche trennen, einen eigenen Weg gehen kann, ebenso sehr lebt die Universalkirche nur in Ortskirchen.“²

In Freiheit und
gemeinsamer
Verantwortung . . .

Hier ist noch eine Reihe von theoretischen Fragen vor uns, die für die Zukunft der Kirche von großer Bedeutung sind, vor allem für das Verhältnis von Bischofskonferenzen und Vatikan. Die Frage der Inkulturation ist davon verschieden, aber benachbart. „Die Sache, um die es geht, ist die Freiheit in der Kirche. Es gilt herauszustellen, daß und wie christliche Freiheit und Gemeinschaft in der konkreten katholischen Kirche sich nicht fremd sind, sondern unlösbar zusammengehören. Nicht zuletzt davon hängt heute die Glaubwürdigkeit der Kirche entscheidend ab.“³

. . . Angst und
Mißtrauen
überwinden

Hier ist der neuralgische Punkt, um auf die Frage von Angst, Mißtrauen in der Kirche hinzuweisen. Die Sorge um den rechten katholischen Glauben in der hierarchischen Ordnung ist für die gesamte Kirche vom Papst bis zum Pfarrer eine ganz vitale Angelegenheit. Diese Sorge wird getragen vom Glauben und der Hoffnung, aber auch von dem Satz bei Johannes: „Euer Herz sei ohne Angst, glaubt an Gott und glaubt an mich.“ Wenn aber die Sorge um die Kirche und das gläubige Wissen um den Beistand des Heiligen Geistes abgelöst wird durch Unsicherheit, Angst, Mißtrauen, dann stimmt etwas nicht.

Auch in der Welt von heute sind Kleingläubigkeit und Verzagttheit nicht die Tugenden der Christen. Ich verweise auf den Schluß von *Gaudium et spes* (Nr. 92): Das alles „verlangt von uns, daß wir vor allem in der Kirche selbst, bei Anerkennung aller rechtmäßigen Verschiedenheit, gegenseitige Hochachtung, Ehrfurcht und Eintracht pflegen, um ein immer fruchtbareres Gespräch zwischen allen in Gang zu bringen, die das eine Volk Gottes bilden, Geistliche und Laien. Stärker ist, was die Gläubigen eint, als was sie trennt. Es gelte im Notwendigen Einheit, im Zweifel Freiheit, in allem die Liebe.“

¹ AAS 38 (1946), 144.

² W. Kasper, Zum Subsidiaritätsprinzip in der Kirche, in: Internationale katholische Zeitschrift 18 (1989) 155–162, hier 161.

³ Ebd. 162.